

Eine Eroberung.

Humoreske aus dem Theaterleben von Jacques Burg.

Mag auch eine große Zahl von den Mimen der jüngeren Generation, die man in der Theaterwelt mit dem Sammelnamen „Ibsen-Spieler“ zu bezeichnen pflegt, die Kenntnis und das Studium klassischer Rollen nicht mehr für „zeitgemäß“ halten, so möchte ich dennoch Jedem, selbst dem allermodernsten jungen Schauspieler, dringend raten, die Werte unserer dramatischen Welt-Litteratur doch wenigstens zu lesen! Ich garantiere dafür, — schaden kann's ihm auf keinen Fall, unter Umständen sogar nützen!

Alfons Westermann, zum Beispiel, — auch einer der „recessionistischen“ Menckendachsteller, — hätte sich durch weniger großen Mangel an Bekanntheit mit den Klassikern eine mehr als peinliche Situation ersparen können.

Er gehörte zu den Jünglingen, die zwar nicht besonders viel Intelligenz besitzen, dafür aber in der Wahl ihrer Eltern äußerst vorichtig gewesen sind. Der Monatswechsel, den ihm sein Vater sandte, belief sich meist auf sechshundert bis siebenhundert Mark! Für einen kaum zwanzigjährigen ein recht auskömmliches Summchen, zumal, wenn man, wie Alfons es that, in D. als Volontair des Sommer-Theaters lebt.

Alfons hätte der glücklichste Mensch der Welt sein können; und versuchte auch, auf seine Art das Leben zu genießen. Er speiste im ersten Hotel, rauchte die theuersten Zigaretten, ließ sich die wunderbarsten Anzüge „bauen“, trug die tadellosesten Kadziefeln, — aber er war dennoch mit seinem Schicksal höchst unzufrieden; denn er durfte nur außerhalb glänzen, nicht auf den weltberühmten Brettern! Zu ganz unwürdigen Diener-Episoden, — oft sogar nur zur Statisterei wurde er erbarmungslos verwendet. Nie betraute man ihn mit einer Aufgabe großen Stils. Der Oswald in den „Gespensstern“, das Hänschen in der „Jugend“, all die schönen Rollen, die er bei seinem dramatischen Lehrer studirt, blieben ihm vorenthalten!

Westermann's melancholie steigerte sich im Laufe der „Jugend“ immer mehr. Oft sah man ihn tiefinnig im Theatergarten sitzen, und Jeder dachte, daß nur die schlechte Beschäftigung Ursache seines Kummers sei. Eines Tages aber gestand er den Kollegen auf ihr dringendes Fragen, daß er Liebesgram habe. Fräulein Dora Klages, das madonnenhaft gezeichnete, überbläunte Töchterchen des Gymnasialdirectors, die mit ihrer Mutter so häufig im Theater sähe, sei die Auserwählte seines Herzens; aber die Blide der jungen Dame hätten bisher immer nur dem ersten Helben und Liebhaber gegolten, nicht ihm, dem unglücklichen Statisten. Seine arme Seele bedrückte in Folge dessen unsagbares Leid.

Schauspieler sind im Allgemeinen gutmüthig, mitlänglich und voll Theilnahme, wenn sie ernsthafter Noth begegnen; doch für den Liebeskummer eines jüngeren Fräulein fehlt ihnen meist das Verständnis. So gewann auch Alfons nicht das Mitgefühl der Leute vom Bau. Zwar zeigten sie Alle ein gewisses Interesse, waren jedoch innerlich sofort entschlossen, dem guten Westermann in seinen Herzensangelegenheiten irgend einen boshaften Streich zu spielen.

Hubert Wächter, der Bonivivant, der größte Spahpögel des Ensembles, antwortete auf Alfons' Beständniß im überzeugungstreuesten Tone:

„Lieber Westermann, selbst die Tochter eines Gymnasial- Directors muß sich geschmeichelt fühlen, wenn ein Künstler ihr seine Neigung schenkt. Verlassen Sie es nur, sobald Sie auf der Bühne beschäftigt sind, und Fräulein Klages im Zuschauerraum sitzt, sich recht auffällig zu benehmen, damit die junge Dame Sie bemerkt. Ein genialer Schauspieler kann Alles — und Sie sind doch ein genialer Schauspieler, nicht wahr?“

Alfons widersprach nicht und folgte der Weisung. Schon am selben Abend, irte er vorstellung der „Räuber“, tritzte er so scharf, daß er seinen riefigen, nur mit Gummi angeklebten Vollbart mit einem der Verdrücker verlor. Einen ganz leidlichen komischen Effekt hatte also der kollegiale Rath schon erzielt. Jetzt mußte eine Steigerung kommen, und Wächter schlug vor, einen fingirten Liebesbrief an Westermann schreiben zu lassen, der dem Verliebten möglichst glaubwürdig beweisen sollte, er habe auf die junge Dame bereits Eindruck gemacht. Einer Kollegen, die sich durch eine besonders zarte Handschrift auszeichnete, wurde ein Rimmungswooller Brief diktirt, und — siehe da — Alfons ging auf den Leim!

„Es ist mir gelungen“, erzählte er am nächsten Morgen triumphirend, „ich habe die Eroberung gemacht, — sie hat mich bemerkt!“

„Ist das möglich?“ fragte Hubert mit gut gespielmten Erstaunen.

„Sie haben doch nur statirt.“

„Ja“, antwortete Westermann stolz, „das Auge der Liebe sieht scharf! Sie hat mir aus freiem Antriebe geschrieben! Hier ist das süße Briefchen!“

„Vorlesen!“ Vorlesen!“ riefen Alle, scheinbar sehr interessiert.

sich nicht über diese Zeilen. Während Liebe zwingt mich, sie zu schreiben. O, wie schön waren Sie, als Sie ohne den entstellenden Bart und die häßliche Perücke gestern vor meinen entzückten Blicken auf der Bühne standen! Ich bin so oft mit Mama im Theater. Früher erregte es in mir wenig Interesse, jetzt aber werde ich nur noch Jhretwegen kommen! Gestatten Sie mir, Sie zu bewundern und Sie anzubeten? Bitte, bitte, beantworten Sie mir diese unbedeutende Frage. Aber adressirt Sie: „D. R. 1000, postlagernd“. Mama und Papa dürfen von unserer Korrespondenz natürlich nichts wissen! Tausend herzinnige Grüße, Ihre Dora Klages.“

Alfons war offenherzig genug, zu deuten, daß er den Brief in einem acht Seiten langen Schreiben bereits beantwortet habe, und die Schauspieler freuten sich im Stillen, weil der gelungene Streich ihnen reiche Ausbeute versprach. In der That bot ihnen Westermann's Brief, den sie Nachmittags vom Postamt abholten, vielen Stoff zum Lachen. Von der Stunde an wurden täglich Schreiben gewechselt und die Klammern in dem Herzen des jungen Mannes geschützt! Alles ging wie am Schnürchen, bis ein Umstand eintrat, der die Sache peinlich machte.

Alfons begann stürmischer zu werden, als das zarte Lügengewebe es vertrug. Er forderte dringend ein Rendezvous! Endlich — so bekaupete er — habe seine treue Ergebenheit, seine stille Liebe diesen kleinen Lohn verdient! — Selbst die geschicktesten Ausreden, die Hubert Wächter in allen Antwoortschreiben vortrug, zogen nicht mehr. Die persönliche Aussprache mit seiner angebeteten Dora schien Alfons ein so unwiderstehliches Bedürfnis, daß man darauf gefaßt sein mußte, er würde bei einer zufälligen Begegnung in den Straßen H's das ganz ahnungslose Mädchen ohne Weiteres anreden. Nur ein Geniestreich konnte diese drohende Gefahr verhindern.

Eines Morgens, im Theater-Garten, wurde der Fall erörtert. Die Schauspieler überlegten und berieten. Aber Keinem fiel etwas Geschicktes ein. Plötzlich erschien, hochroth vor Erregung, Alfons und erzählte:

„Eben habe ich Dora gesehen, — ganz in der Nähe! Ich sprach gerade mit dem Kassirer; da kam sie mit ihrer Mutter und hat für heute Abend zwei Billets gekauft. Ich bin frei, also gehe ich auch in die Vorstellung, sehe mich dicht zu ihr und werde sie im Zwischenakte ansprechen!“

Entsezt warnten die Kollegen mit allen Mitteln der Ueberredungskunst. Umsonst! Der Unglückselige war nicht von seinem Entschluß abzubringen.

Als Westermann schließlich, durch den Widerspruch beleidigt, seiner Wege gegangen war, sagte Hubert Wächter: „Kinder, jetzt giebt es nur eine Rettung, — Alfons muß heute Abend in dem Stücke beschäftigt werden.“

„Heute“ entgegnete ein Anderer. „Das ist doch ganz unmöglich! Ja, wenn „Fiesco“ oder „Hamlet“ oder „Tell“ gegeben würde, dann ließe sich doch vielleicht machen. Aber wir haben doch „Iphigenie auf Tauris!“ der selbige Goethe kann sein Werk jetzt nicht mehr umbichten und noch einige Massen-Szenen hinein-schreiben!“

„Ne, das wird er allerdings nicht thun“, antwortete Hubert. „Aber man könnte doch Westermann mittheilen, er müsse am Abend statiren. Er ist einer von den „Ibsen-Spielern“, die die Klassiker nie gelesen haben. Ich wette mit Euch, daß er „Iphigenie“ nicht kennt, — nicht einmal ein Inbilde nach! Er wird ruhig in die Garderobe kommen!“

„Aber früher oder später muß er doch merken, daß er Nichts zu thun hat. Was dann? So lange wir ihn nicht an Ketten legen können, ist das Mädchen jetzt nicht mehr sicher vor ihm!“

Selbst der schlaue Wächter wußte keinen Rath mehr. Eine beärgliche Pause des Nachdenkens entstand. Niemand regte sich vom Plage. Nur die Blätter der Bäume rauschten unheil-drohend im Winde.

„Ich hab's“, tief urplötzlich der Bonivivant und tanzte wie toll vor Freude im Garten herum. „Ich hab's! Kinder, — das giebt einen Hauptstuck und einen würdigen Schlußreffekt der ganzen Komödie! Wo ist Fräulein Manders, die uns bisher immer ihre Handschrift für die Briefe zur Verfügung gestellt?“

„Sie sitzt im Parkett und sieht sich die Probe an.“

„Man rufe sie hinaus“, antwortete Hubert patheisch. „Außerdem besorge man mit sofort vom Requisiteur Tinte, Feder und Papier!“

Die Befehle des Bonivivants wurden weigerungslos und rasch befolgt; denn Alle waren gespannt, wie Wächter die düstere Situation zu klären gedachte.

Als die Schreibutensilien herbeigeschafft worden und Fräulein Manders im Garten erschien, sagte Hubert zu ihr parodistisch, in einem Tone, als ob er den Wurm in „Kabale und Liebe“ spielte:

„Wir uns brieflich mitgetheilt! Ich bin am Abend mit Mama im Theater und, da das Wetter so schön ist, wollen wir nach der Vorstellung im Theatergarten Abendbrot essen. Kommen Sie, bitte, auch dorthin! Es wird sich eine Gelegenheit bieten, daß wir den ersten, seltsamen Händedruck tauschen! Ach, wäre es doch schon Abend! Bis dahin Geduld, bis mein stürmisch pochendes Herz! Auf Wiedersehen! Ihre Dora.“

„So“, sagte Hubert, nachdem er mit den nötigen Kunstpausen das Schreiben zu Ende diktirt. „Nun senden wir den Brief per Eilboten dem guten Alfons zu. Am Nachmittage geben wir dann selbst in seine Wohnung, als kämen wir im Auftrage unseres hohen Chefs und Brotherrn. Wir vertreiben den Westermann, daß er heute Abend in der „Iphigenie“ besetzt ist! Was für eine Rolle ich ihm zugebacht habe, verrathe ich Euch jetzt noch nicht. Aber belacht Euch darauf, sie wird ihn verhindern, ein Rendezvous mit Dora zu suchen!“

Da Hubert den Schleier dieses Geheimnisses abzulösen nicht lüsten wollte, mußten die Kollegen ihre Wisbegier zwingen, bis sie um fünf Uhr etwa Alle zusammen Alfons' Wohnung betreten. Der junge Mann war bereits mit seiner Toilette für das Rendezvous beschäftigt.

„Warum sind Sie heute früh nicht bei der Probe geblieben?“ fragte Wächter vorwurfsvoll. „Sie müssen ja eine hochwichtige Rolle übernehmen. Zu reden haben Sie zwar Nichts; aber äußere Schwieriges stummtes Spiel! Der Direktor meinte, als Ibsen-Darsteller könnten Sie so etwas besser, als irgend Einer von uns!“

„Welche Rolle ist denn das?“ fragte Alfons, halb interessiert, halb ängstlich; denn vor seiner Dora wollte er sich nicht geben blamiren.

„Nun, — der Mohr“, lautete Hubert's Antwort.

Wenn es der selbige Goethe gehört, daß man in seine Iphigenie einen Mohren hineinbündelte, er hätte sich gewiß im Grabe umgedreht! Auch den Schauspielern war die originelle Idee Wächter's so überraschend, daß sie sich umdrehen mußten, — freilich nur, um ihr Lachen zu verbergen.

„Was hat denn der Mohr zu thun?“ fragte Alfons ganz ungeschuldig.

„Er kann also thatsächlich „Iphigenie“ nicht!“

„Sie wissen nicht, was der Mohr zu thun hat?“ antwortete Hubert entrüstet. „Er hat im Tempel gestohlen und wird, an beiden Händen gefesselt, der „Iphigenie“ vorgeführt. Sie fragt ihn, ob er der Dieb sei. Der Mohr ihres Bildes kann er nicht wiedersehen, bejaht durch verweirte Kopfnicken — und man schleift ihn zum Schaffot.“

„Aber ich habe noch nie einen Mohren gespielt“, sagte Westermann. „Ich weiß gar nicht, wie man sich schwarz macht.“

„Das werde ich Ihnen zeigen, seien Sie nur schon eine Stunde vor Beginn der Vorstellung in der Garderobe; dann will ich selbst Ihre Wäsche schminken!“

Hubert hielt Wort. Er trich dem armen Westermann riesige Quantitäten des berühmten Rasir, des Klebstoffes für Bühnenbärte, der schon, dünn aufgetragen, schwer von der Haut zu entfernen ist, die auf Stirn und Wangen. Ueber diese feste Schicht kam, vermittelst angebrannter Korfen, die schwarze Farbe, bis in die Augenwimpern hinein. Sogar die blonden Haare und die ganze Kopfhaut mußte Alfons sich mit dem Rasir einreiben lassen.

Noch nie ist ein Neger so schwarz gewesen, wie Westermann es wurde. Nicht nur das Gesicht, auch die Arme und den Hals seines Kollegen bearbeitete Hubert erbarmungslos nach dem gleichen Rezept. Als das letzte Glöckchen des Insipienten ertönte, stand der Mohr fertig da, in schwarzen Tricots, bunt gestreiften Hosen und Wams, einen rothen Fetz auf dem Kopf und Ketten an den Händen.

„Wann trete ich denn auf?“ fragte Alfons.

„Im letzten Akt, letzte Scene“, antwortete Wächter mit stolischer Ruhe.

„Und so lange soll ich hier so eklig schmutzig herumstehen?“ jammerte der Junge.

„Ja, lieber Freund“, lautete die Antwort, „die Künstlerlabahn ist ein Dornenweg! Sie dürfen dafür heute Abend Triumphe feiern!“

In der Pause zwischen dem vorletzten und letzten Akt erschien Alfons endlich ungeduldig auf der Bühne. Er wollte durch das Guckloch im Vorhang nach seiner Dora auspähen.

Als der Direktor, der von dem Scherz keine Ahnung gehabt, Westermann erblickte, brach er in ein homerisches Gelächter aus.

„Rensch“, tief er, was wollen Sie denn hier? Was hat man denn mit Ihnen gemacht?“

„Ich soll den Mohren spielen!“

„Den Narren haben Sie gespielt, aber nicht den Mohren! Fallen Sie denn auf jeden Zug hinein, den sich die Kollegen mit Ihnen machen? Gehen Sie nur hinaus und ziehen Sie sich wieder aus. In „Fiesco“ kommt ein Mohr vor, aber nicht in „Iphigenie!“

Zeit drängte. Er mußte ja in den Theatergarten zu seinem Rendezvous! Seinen ganzen Vorrath an Vaseline und Unnemen von Wasser und Seife wandte Alfons an, um sich wieder zu vermenslichen. Umsonst! Die Handtücher wurden schwarz; aber sein Gesicht blieb es auch! Der Rasir liebte, durch den untergelegten Rasir gehalten, wie Pech.

Auch diesen Streich hatte er Hubert Wächter zu verdanken! Längst waren alle Kollegen aus dem Theater nach Hause gepilgert, als Alfons noch immer vor dem Spiegel stand und trampfhaft an seinem Gesicht herumwuschte. Es nützte nichts!

Wie ein Molatte, halb Schwarz, halb Weiß, mußte er schließlich aus der Garderobe gehen. So konnte er doch nicht seiner Angebeteten begegnen. Was hätte sie von ihm gedacht? Durch eine Hintertür schlich er sich von dannen und vermied den lebhaften Gatten.

Auch die folgenden Tage mußte er sich vor Menschen verstecken.

Zum Ueberflus erhielt der gute Junge am nächsten Morgen ein Schreiben, dessen heimlicher Urheber natürlich wieder der boshafte Hubert gewesen. Es lautete:

„Mein Herr! Da Sie mich gestern umsonst haben warten lassen, so sehe ich, daß es Ihnen mit Ihrer Liebe nicht Ernst war! Ich verbitte mir in Folge dessen jede künftige Annäherung Ihrerseits.“

Vergebens schrieb Alfons lange Entschuldigungsbriefe. Seine Dora hat ihm mit keiner Zeile mehr geantwortet. So endete seine stolze Eroberung!

Aus dem Reiche des Schlafgottes.

Nichts ist, nach dem Ausspruch der ärztlichen Wissenschaft, so notwendig für das Wohlbefinden des Menschen, für die Gesundheit seines Körpers und seiner Seele als der Schlaf, langer, fester und erquickender Schlummer, und ein uralter Spruch verlangt als Allermindestbedingung, was wir bedürfen ohne das wir auf die Dauer nicht leben können, sechs bis sieben Stunden Schlaf. Aber ebenso verdröckelt als das zu wenig ist auch hier das zu viel; auch wer zu oft und zu lang im Land der Träume verweilt, kann leicht vor der Zeit ins Land der Schatten eingehen. Freilich gilt dies nicht gleichmäßig für Alle, oder wie Fritz Reuter so treffend sich ausdrückt: „Was den Genen im Nachtagall ist, ist den andern im Ihl.“

Thomas Gibson, der amerikanische Erfinder, gönnt sich selten mehr als vier Stunden Schlafes, und diese Eigenschaft hat er mit vielen großen Männern gemein, so wie auch die Fähigkeit, die Feldherren, wie Napoleon und Wellington, zu so und so vielen Eroberungen verholfen hat, nämlich nach Belieben, zu jeder Tages- oder Nachtzeit schlafen zu können. Dagegen hatten Männer, wie Voltaire, Rousseau, Johnson, Rossini, ihr Leben lang gegen die hartnäckigste Schlafsucht angekämpft gehabt und konnten schier Unglaubliches in wiederholten und langdauernden „Niderchen“ leisten. Ja, viele ihrer besten Einfälle sollen ihnen also zwischen Schlaf und Wachen gekommen sein.

Daß Leute im Stehen zu schlafen vermögen, und Soldaten sogar während des Marschierens einen Ausflug ins Traumland machen, ist bekannt. So verfielen auf dem berühmten Rückzug nach Corunna die erschöpften Truppen Sir John Moores reihenweise in tiefen Schlaf. In der Schlacht am Nil schliefen die englischen und französischen Heerjaken über ihren Kanonen ein, und bei einem Wettfahren vor mehreren Jahren posirte es einem britischen Recordbrecher, daß er mehrere Meilen hinter seinen Schrittmachern einherlief, ehe diese die Entdeckung machten, daß ihr Champion auf seinem Rade sanft eingeschlummert war.

Eine der seltsamsten und furchtlichsten Formen irregulären Schlafes ist die afritanische Schlafkrankheit. Sie bildet eine der schwersten Plagen der Eingeborenen des schwarzen Welttheils und wird dem übermäßigen Gebrauch von Schnupftabak aus einheimischen Pflanzen zugeschrieben. Andere dagegen behaupten, sie werde durch den Stich eines blauen Käfers hervorgerufen, eines am oberen Ronge besonders häufigen Insektes. Auch einer gewissen Art Mosquitos wird ein ähnlicher Einfluß nachgelagt, während manche den übertriebenen Genuß von Mandioc oder Cassava als Ursache der Seuche ansehen. Sie äußert sich in allen Fällen durch Schlafsucht, die zum Tode führt. Das Schlafgift kann übrigens selbst Jahre lang im Körper verborgen liegen, ohne von seinem Dasein Spuren zu geben, bis es urplötzlich den Kranken padt und vernichtet; der Patient wird dann immer trankener und apathischer. Nichts vermag ihn mehr zu interessieren, er hat nur noch den einen Wunsch, zu schlafen. Anfanglich freilich hält er sich noch aufrecht, schließlich aber sucht er sein Lager auf, um es nicht wieder zu verlassen. Er wird immer schwächer und schwächer, neun Monate lang dauert dieser Zustand, bis endlich Starträmpfe zum ewigen Schlaf hinüberleiten.

Gleich furchtlich und todbringend ist die Schlaflosigkeit. Wie lange Jemand diese Pein ertragen kann, hängt natürlich von seiner Widerstandsfähigkeit ab. Drei Tage und drei Nächte ohne Schlaf genügen für gewöhnlich schon, um den

Kranken dem Wahnsinn zu überliefern. Doch finden sich Fälle, in denen Leute dieses Maß erfolgreich überdritten haben. So verbrachte der Kapitän Tanner von der „Dunkelheit“ während eines fürchterlichen Orkans viermal vierundzwanzig Stunden schlaflos auf der Kommandobrücke seines Schiffes; er schloß in dieser Zeit kein Auge. Aber während dieser Mann unter dem Zwang der Pflicht und der Selbsterhaltung, seiner Natur eine Leistung abrang, unternahm es ein Arzt in Edinburgh, Dr. Robert Staines, freiwillig und zum Zwecke eines Experimentes, sich eine schwere Entsaugung aufzuerlegen. Es war seine Absicht, zu erforschen, wie lange der Mensch im Stande sei, ohne Schlaf zu leben. Mit Hilfe medizinischer Mittel gelang es ihm, 15 Tage und Nächte lang den Schlummer von sich fern zu halten. Dann aber war seine Kraft erschöpft. Er verfiel in einen Schlaf, der ununterbrochen 72 Stunden währte. Und mit den schwersten Folgen wurde er hinterher für seinen Wagemuth gestraft: er litt für den Rest seines Lebens an Inimonia.

Noch tragischer war das Schicksal des amerikanischen Millionärs Edward Bain. Dieser Unglückliche hatte in seinem unerfährlichen Goldguth einen regelrechten Kampf gegen den lieblichen Gott des Schlafes aufgenommen. Schon als Knabe, da er noch Lehrling in einem Eisenwaarengeschäft war, pflegte Bain auch die Nacht zur Arbeit heranzuziehen, und zwar trieb er es so systematisch, daß er in regelmäßigen Abständen eine Minute mehr und mehr seinem Schlummer abthat. Es war, als habe er, wie Peter Schlemmer seinen Schatten, seinen Schlaf dem Teufel für Mammon verkauft, nur daß, so wie das Gold nicht auf einmal über ihn hereinrollte, er auch nicht auf einmal den tröstlichen Besitz des Menschen verlor. Je reicher er an Gold wurde, um so ärmer wurde er an Schlummer. Zulezt, da er das Ziel seines Lebens erreicht, da seine Goldgrube gefüllt war, war er der bedauernswürtheste Sterbliche geordnet. Er brachte keine Nacht mehr im Bette zu, der Schlaf floh ihm immer. Rein Mittel wollte verfangen, die berühmtesten Ärzte vertrieben vergeblich Arzneien für ihn. Sein Hirn wollte nicht mehr ruhen, es arbeitete unablässig. Das Einzige, was ihn noch zeitweise beruhigen konnte, war Lärm; entwerde das Rollen der Räder, oder das Klappern von Billardbällen. Stundenlang mußte sein Diener neben ihm die Augen durcheinanderwerfen, während er, der Inhaber von Millionen, sich ägzend im Sessel umherwarf, vergeblich die Augenlider schloß und um Erquickung suchte. Ober sein Kutscher fuhr ihn des Nachts im holprigen Wagen über Stod und Stein, doch ohne daß das Rütteln und Schütteln, das Rassel und Dröhnen ihn für länger als einige kurze Minuten in einen halbbetäubten Zustand versetzt hätte. Endlich kam ihm jedoch die ersehnte Erlösung wirklich. Eines Nachts, da wieder der Diener, und zwar seit Stunden dicht an seiner Seite die Billardbälle hatte rollen und klappern lassen, war Edward Bain plötzlich ganz still geworden. „Wäre es möglich“, dachte der Diener — „daß er wirklich eingeschlafen ist?“ Er hielt mit den Fingern inne, trat dicht an den Millionär heran, aber ebenso schnell trat er auch wieder zurück und verließ eilig das Zimmer. Ja! Bain schlief — sein abgehettes Gehirn hatte endlich Ruhe — im Tode — gefunden.

Die arme, kleine Waise!

Glück hatte er ihr verheißen und besessen, zitternd gab sie seiner stürmischen Werbung nach.

Fünf Jahre lebten sie zusammen — nun farb sie.

„Nein — nicht doch! — Nicht sterben!“ tam es heiß, flehend, dann besprechend über dieselben Lippen, die sie dem Tode gemeist.

„Stirb nicht! Lebe — lebe und Du sollst frei sein — frei und glücklich!“

Ein Seufzer ging durch den schlanken, jungen Frauenleib.

Wie beschönend stand er an ihrem Lager, die Hände der Kranken in den seinen, in denen traktvolles Leben pulsrte. Sein großes, brennendes Auge war auf ihr Antlitz gerichtet.

„Lebe — lebe und sei glücklich mit ihm — ihm!“ Seine Zähne knirschten. Wie hätte er Jenen, wie beneidete er ihn — wie sehnte er sich, geliebt zu werden von ihr, und doch — doch gab er sie jetzt ihm!

Er strich über ihre bleiche Stirn, über das matte Herz, er ballte die Hände zu Fäusten und beschwor sie laut, immer lauter:

„Lebe — lebe — lebe!“

Er schrie es wie ein Wahnsinniger, um die Stimme zu betäuben, die höhrend, gellend ihm in die Ohren schrie: „So stirb!“

Lange stand er so am Bette der Kranken, dann brach er sich zusammen — wie eine vom Blitßschlag gestürzte Eiche.

Am Morgen fand ihn die Wärterin, deren Amt er für die Nacht übernommen.

Er starbte sie an mit wildem Wld. Fiebergluth färbte sein Antlitz. Man schaffte ihn fort in ein anderes Zimmer, die Kranke erwachte, die seltsam ruhig schlief mit einem Wächeln auf den Lippen.

Sie träumte von Leben, Zukunft und Glück.

Er farb, ihr Gatte, sein Geist hatte sich verwirrt; im Fieber stürzte er sich aus dem Fenster.

Erst als sie genesen war, erfuhr sie seinen Tod.

Er, den sie liebte, erzählte es ihr. „Ich träumte, er hätte mich frei gegeben, er hätte mich beschworen, zu leben —“

Erstbend schweig sie — dann flüsterte sie:

„Ich glaube — ich hätte ihn doch besiegt.“ Eine Thräne floß über ihre Wangen — galt sie dem todtten Gatten oder dem Leib, das er über sie gebracht?

passend, kalt, empfindungslos zu werden gegen seine Gefühlsrohheiten.

Es gelang nicht. Je weiter sie miteinander gingen, desto unmöglicher wurde ihr Beisammenleben.

Er liebte sie auf seine Art — vielleicht wie ein Tiger liebt — ein Tiger ein Lamm, das er zerreißt.

Jetzt, dem beruhtlosen, sterbenden Weibe gegenüber wurde er weich.

Sie liebte einen Anderen, er wußte es. Sie liebte einen Besseren, einen Liebenswerthen. Er haßte sie Beide. Sie und ihn.

In einer bösen Stunde bat, flehte sie: „Gieb mich frei!“

„Niemals!“

„Ich kann nicht länger mit Dir leben!“ Wie ein Ausschrei aus todtwunder Brust gellte es ihm in's Ohr.

„So stirb!“ höhnte er kalt.

Ein jähes Aufblitzen ihrer staubblauen Augen, ein einziger wilder, qualvoller Schrei und ihr Haupt sank herab auf die Brust.

Sie hatte den Todesstreich erhalten. Noch wenige Wochen blieb sie, er machte sie ihr zur Hölle.

Dann floh sie.

Allein, nicht mit dem Manne, der sie liebte, nicht zu ihm, den sie anbetete. Sie fürchtete für sein theueres Leben. Er mußte schuldlos bleiben, rein wie sie. Er sollte gar nicht ahnen, wie sie litt, wie sie ihn liebte, sie schämte sich des kalten Hohnes ihres Gatten.

Sie wollte sterben und sie wußte, daß sie farb, — bald und sehnfüchtig erwartete sie dies Bald.

Er hatte ihr nachgeforscht. Er hatte sie gefunden vor der Schwelle des Todes.

Eine seltsame Veränderung ging mit ihm vor, als er sie im Sterben vor sich sah.

„Diese Nacht stirbt sie sicher“, hatte der Arzt ihm geantwortet.

„An was?“

Der Mediziner, ein alter Herr, blickte ihn an mit weiserfahrenen Augen.

„Die Vaien nennen es gebrochenes Herz. Wir Ärzte nennen es gebrochenes Lebensmuth, Todessehnsucht.“

Er zuckte zusammen.

„Ja, ja, es giebt solche Herzen, die weich sind, viel zu weich, die es nicht vertragen, wenn Einer kommt und darauf herumtritt — ja tritt — solch zertretenes Herz hat Ihre Frau.“

Er nickte kalt dem Gatten zu, es hatte dem alten Herrn wohlgethan, ihm die Wahrheit zu sagen, wie er es sich ausgedenken hatte, die ganze klare Wahrheit.

Nun schlug ihr Herz, das zertretene, noch kaum merklich, es zuckte unter seiner Hand, ein letztes Tobenzucken.

„So stirb!“

Sein eigenes Wort tönte ihm im Ohr wie Hammer Schlag.

Er hatte es gesprochen in böhnendem Tone. Er nagte in wildem Schmerz die Lippen, die es gewagt, so freckentlich zu sündigen.

Sie war noch so jung, als er sie an sein Herz zog.

Die arme, kleine Waise!

Glück hatte er ihr verheißen und besessen, zitternd gab sie seiner stürmischen Werbung nach.

Fünf Jahre lebten sie zusammen — nun farb sie.

„Nein — nicht doch! — Nicht sterben!“ tam es heiß, flehend, dann besprechend über dieselben Lippen, die sie dem Tode gemeist.

„Stirb nicht! Lebe — lebe und Du sollst frei sein — frei und glücklich!“

Ein Seufzer ging durch den schlanken, jungen Frauenleib.

Wie beschönend stand er an ihrem Lager, die Hände der Kranken in den seinen, in denen traktvolles Leben pulsrte. Sein großes, brennendes Auge war auf ihr Antlitz gerichtet.

„Lebe — lebe und sei glücklich mit ihm — ihm!“ Seine Zähne knirschten. Wie hätte er Jenen, wie beneidete er ihn — wie sehnte er sich, geliebt zu werden von ihr, und doch — doch gab er sie jetzt ihm!

Er strich über ihre bleiche Stirn, über das matte Herz, er ballte die Hände zu Fäusten und beschwor sie laut, immer lauter:

„Lebe — lebe — lebe!“